

Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt.

Amtsblatt.

Nr. 129.

Sonntag, den 7. Juni 1903.

1. Beilage.

Im Juni.

Von August Schöpf.

(Nachdruck verboten.)

Der Juni ist der vom Wetter am meisten begünstigte Monat. Er ist dem Landmann oft zu warm, da Sonnenglut im Juni das Korn zu schnell zur Reife bringt, daher bittet der Bauer um Nordwind. „Nordwind im Brauchmonat weht dem Bauer Korn ins Land,“ lautet ein Bauernspruch. Freilich dürfen die Nordwinde nicht zu heftig sein, sie sollen eben nur die noch nicht für sehr nützlich gehaltene Sonnenhitze mäßigen. Doch ist die Furcht vor zu starken Winden eben nicht allzu groß, denn Nachfröste sind nicht mehr zu befürchten, wenigstens sind sie im Juni in unseren Gegenden außerordentlich selten, und wenn an einem kühlen Junitage jemand furchtsam jammert, so versichert vertrauensvoll der Landmann mit dem Bauernspruch: „Nebel bringt keinen Frost mehr her, der dem Weinstock gefährlich war“, was so viel bedeutet, daß nach dem Nebeltage (den 8. Juni) selbst der der Sonne reichlich bedürftige Wein nichts mehr von Kälte zu fürchten habe. Selbst der Regen ist dem Landmann im allgemeinen im Juni stets zu spärlich. „Vor Johannis“, so sagt er, „muß man um Regen bitten, nach Johannis kommt er von selbst.“

Der Juni ist wohl in unseren Gegenden der schönste Monat des Jahres; die Entwicklung des Naturlebens ist vollkommen, ohne doch schon, was im Juli bereits der Fall ist, zur Reife gelangt zu sein. Der im Wachstum noch begriffenen Jungfräulichkeit des Mai steht der Juni gegenüber, wie dem lieblichen Nachfröste mit seinen mannigfachen kindlichen Ungezogenheiten die vollreife Jungfrau in ihrer ganzen vollkommenen Schönheit.

Das mögen wohl die alten Römer auch gemeint haben, als sie den Monat der Göttin Juno weihen, denn diese Deutung des Namens ist wohl im Hinblick auf den vorangegangenen, der Maia genährten Monat richtiger, als jene, die man von dem ersten römischen Konsul Junius Brutus ableitet. Der altdeutsche Name ist Brauchmonat. So nannte ihn Kaiser Karl der Große nach dem Beiwort „brachen“, was so viel bedeutet, wie ein brachgelegenes Feld zum ersten Male wieder pflügen, was im sechsten Monat des Jahres geschieht. Man erklärte auch wohl den Namen Brauchmonat damit, daß die Natur gewissermaßen in ihm brach liegt, das heißt zur Ruhe kommt; das Werden und Entstehen hört auf, und an seine Stelle tritt ein Verharren und Ausreifen. Auch der Sommermonat wird er genannt, weil in ihm der Sommer beginnt, der Rosenmonat, weil er uns die Pracht der Rosen bringt, der Ringel wegen seiner linden Bitterung, der Selmond, weil in ihm die Sel, das heißt die Sennhütte bezogen wird.

Auch im Juni feiern unsere Vorfahren große Feste zur Zeit der Sommerwendepunkte, und mancherlei Sitten und Gebräuche dieser Feste haben sich noch erhalten, nur daß sie vielfach mit dem Johannistage verbunden werden, weil man die altgermanische Sonnenwende in der christlichen Zeit auf den Johannistag verlegte, auf den Geburtstag Johannes des Täufers, der der Sage nach am 24. Juni fällt. In der Regel bestanden diese Feste im Anzünden von Feuern auf Hügel und Bergen. Diese Sonnenwende sind heute noch als Johannistfeuer in zahlreichen Gegenden Deutschlands üblich. Jeder muß zu diesen Bränden Holzstücke herbeibringen, insbesondere auch alte Hefen, und in Unterfranken sammeln die jungen Burchen das Holz zu den Johannistfeuern ein, indem sie dazu singen: „Wer kein Holz um Feuer gibt, erreicht das ewige Leben nicht.“

In früheren Jahrhunderten wurden diese sommerlichen Johannistfeuer oft mit großem Glanze umgeben, und Fürsten und Gedeulte beteiligten sich an ihnen, so zum Beispiel im Jahre 1401, wo man in München ein glänzendes Johannistfeuer veranstaltete, an dem

Herzog Stephan mit seiner Gemahlin um den brennenden Holzstöß herumtanzte. Im Jahre 1489 wohnte Kaiser Maximilian einem Johannistfeuer in Frankfurt am Main bei.

Mit dem Johannistfeuer aber ist noch mancherlei Aberglauben verknüpft. Den vom Johannistfeuer angebrachten Holzstößen werden allerlei Wunderkräfte zugeschrieben; man steckt sie in den Aker, damit sie das Wachstum befördern, man brennt mit ihnen das Heu auf dem hässlichen Gerbe das Feuer an, das in das Haus vor Krankheit und anderen Gefahren beschützt sei, ja man springt und tanzt selbst durch die Johannistfeuer durch, um sich vor Krankheit und den Folgen des bösen Baubers zu befreien. Es hat in vielen Gegenden viele Mähe gekostet, um diesen und ähnlichen Aberglauben, der mit mancherlei Gefahren verknüpft war, zu befreien.

Daß der Johannistag auch von den Buchdruckern als mutmaßlicher Geburtsstag des Erfinders der Buchdruckerkunst, Johannes Gutenberg, festlich in jedem Jahre aller Orten begangen wird, sei hier nur beiläufig erwähnt.

In kalinarischer Beziehung vollendet der Juni das, was der Mai so herrlich begonnen, er beschert uns der Freuden in Fülle und Fülle. Freilich den Spargel, die Krone aller Gemüse, bietet er uns nicht mehr in der Menge, wie sein Vorgänger, dafür aber den köstlichen mittelgroßen Spargel, der vielfach von den Feinschmeckern dem starken vorgezogen wird. Auch Kaiser Wilhelm gehört zu den Liebhabern des runder viden Spargels. Dafür ist aber der Juni der eigentliche Monat der sonstigen frischen Gemüse. Die rote Karotte bringt er uns in wohlgeschmecktester Qualität, dazu die ersten jungen Schoten, deren Kerne noch ganz hart sind und auch noch noch gern gegessen werden, weshalb man sie mit den ersten Frühfrüchten an Polstischen bindet für die Kinder. Und daneben bringt uns noch der Juni das köstlichste Dessert, die aromatische Gartenerdbeere, die in den letzten Jahrzehnten einer so entsetzlichen Kultur unterzogen wurde, daß beinahe eine besondere Wissenschaft dazu gehört die zahlreichen Sorten zu unterscheiden. Wer schon ist freilich, verlegt sich nicht auf die Theorie dieser Erdbeeren-Geschmacke, er ist, was ihm unter die Hände kommt. Der Juni ist auch der eigentliche Krebsmonat. Im Mai bekamen wir nur einen Vorgeschmack von dieser kalinarischen Herrlichkeit; jetzt im Juni können wir uns mit Behagen daran erfreuen, soweit dies überhaupt in Deutschland möglich ist, denn in der Bereitung und Verwendung des Krebses stehen wir hinter den Franzosen noch zurück. Während wir ihn nur gelottet oder in Suppen genießen, bereiten ihn die französischen Köche in allen möglichen Arten zu und bieten dem Freunde der Schältere eine reichhaltige Auswahl. An G. Hügel bietet der Juni schon größere Auswahl und in Exemplaren, die sich schon zu verspeisen lohnen. Auch junge Gänse sind nicht mehr unbezahlbar. Und die Hausfrau tut gut, sich an das Geflügel mehr und mehr zu halten, denn bei der zunehmenden Hitze sind schwerere und fettere Fleischsorten schwer zu vertragen.

Immerhin braucht man deshalb nicht allzu vorsichtig zu sein, denn die viele Bewegung in frischer Luft hebt das, was jene ungünstige Nahrung schädigen könnte, leicht wieder auf, wie denn überhaupt der Juni in hygienischer Beziehung durchaus nicht zu verachten ist. Die reichere Pflanzentofe, die dem Körper zugeführt wird, wirkt im Verein mit der Bewegung im Freien durchaus dem Körper förderlich, wenn auch — alles kann eben nicht vereint sein — die nicht sehr große Auswahl an Obst ein kalinarischer und hygienischer Mangel des Monats ist.

Ganz besonders muß im Juni auch auf die Nahrung der Kleinen, der Kinder, Obacht gegeben werden. Die Milch wird leicht sauer, was eine Folge der großen Wärme und der Gemitter ist. Kinder, die noch nicht entwöhnt sind, jetzt zu entwöhnen, ist nicht ohne Gefahr. Vor allem auch ist es gut, daß die Hausfrau

die Milch in kühlem, wozüglichst dunklem, aber nicht dämpfigem Raume aufbewahrt. Es muß ein Ort sein, in dem eine Fensteröffnung vorhanden ist. Auch wird die Milch besser in flachen Gefäßen, Schüsseln, Milchlatte frisch erhalten, als in hohen Gefäßen. In jedem Falle muß die Milch aber sofort abgeloht und so aufbewahrt werden.

Der Juni ist der Monat reichsten Lebens und Webens in der Natur. Es schwirrt von Käfern und Wärmern, von Schmetterlingen und allerlei anderem Getier, von Blüten und Blumen giebt es eine Fülle auf Wiesen und am Feldrain, im Garten und im Walde, daß es eine Pracht ist. Der Naturfreund errentet sich an dieser Herrlichkeit, der Naturforscher aber findet in diesem Monat die reichste Nahrung für seine Tätigkeit. Mit Köcher und Botanikertrommel, mit Nadeln und Herbariumblättern zieht er aus, und jede Partie bietet ihm eine reiche Ernte.

Der Juni ist aber überhaupt der schönste Monat für Partien, nicht nur für Forschungsreisen; er ist nicht zu heiß, und durch seine Glut zu belästigen, er bietet Schönheiten in Fülle, er hat die herrlichen langen Tage, die gar kein Ende nehmen wollen. Er ist, was das Wetter anbetrifft, ziemlich beständig in der Regel und bringt auch selten plötzliche Gemitterregen, wie sie im Juli und August an der Tagesordnung sind, kurz er vereint die Freuden des Frühlings und des Sommers, ohne daß ihm die Mängel dieser Jahreszeiten anhaften.

Gleichwohl aber bietet uns der Juni keinerlei Anknüpfung zur Betrachtung, und selbst die bemerkenswerten Gedächtnistage bringt der Juni dieses Jahres nur spärlich. Die deutschen Literaturfreunde werden freilich nicht verfehlen, des deutschen Schriftstellers Joh. Jac. Wilm. Hense zu gedenken, der am 22. Juni 1803 starb. Er wurde insbesondere berühmt durch den Roman „Ardinghelli“, in welchem das Schachspiel verherrlicht wurde.

Bermischtes.

* **Bordeaux und das Motorrennen.** Der Spezialreporter des „Standard“ telegraphirt aus Bordeaux, daß die Stadt von Besuchern aus Frankreich, England und Amerika überfüllt ist, und daß die Unglücksfälle, die bei der Motorrennfahrt sich ereigneten, nach wie vor das Tagesgespräch bilden. Die große Mehrzahl der an dem Rennen Beteiligten soll herzlich froh sein, daß die Regierung der weiteren Fahrt ein Ende machte. Die Leute sind bis auf wenige Ausnahmen nervös zusammengebrochen und erklären, daß sie ihr Leben lang daran denken würden, wie sie nur um Haarsbreite bei der tollen Fahrt dem Verhängnis entgangen wären. Man gibt zu, daß die Geschwindigkeit der großen Motorwagen die Grenzen des Vernünftigen überschreitet. Die Fahrer gerieten während der Fahrt in eine Art Berrücktheit und nahmen die Wege-Eden mit einer solchen Schnelligkeit, daß es unbegreiflich erscheint, daß die Fahrt nicht noch mehr Opfer erforderte. Verschiedene junge Burchen, die mitgenommen worden waren, um bei etwa notwendig werdenden Reparaturen zur Hand zu sein, gerieten durch die Schreden der Fahrt in eine solche Aufregung, daß sie, in Bordeaux angekommen, krank wurden. In Motorfahrzeugreisen ist man der Ansicht, daß die Motorfahrten mit dieser Fahrt ihr Ende erreicht hätten.

* **Der „Düfel Millionär.“** Ein nettes Geschichtchen wird gegenwärtig in Augsburg erzählt. Ein Mädchen aus guter Familie hatte schon seit einer Zeit ein Verhältnis mit einem Offizier, doch war wegen des geringen Vermögens vorerst an eine Heirat nicht zu denken. In letzter Zeit schien sich die Liebeshand des Vaterlandsverteidigers überhaupt abzukühlen. Auf einmal kam er ein Telegramm seiner Braut zugehend mit den Worten: „Düfel Millionär in Ostindien ge-

storben.“ In Gala werfen und zu seiner Braut fahren, war das Wort eines Augenblicks. Bald jedoch klärte sich die Sache auf, daß nicht ein Düfel Millionär, sondern ein Düfel Missionär in Ostindien gestorben sei.

* In der eben erschienenen Nummer der „Wiener klinischen Wochenschrift“ veröffentlicht Dr. Schein aus Budapest einen interessanten Artikel über die Entstehung der Glaghe, der eine völlig neue Theorie über die Ursache dieses weitverbreiteten Uebels vertritt. Bisher nahm man allgemein drei Hauptursachen der Glaghe an: 1. die übermäßige Schuppenbildung, die durch Vernichtung der Haarwurzel zum Ausfall der Haare führen soll; 2. das häufige Scheiden der Haare, welches das Haar bloßlegt und so vielleicht schädlich wirkt, und 3. endlich gab man der Kopfbedeckung der Männer Schuld an den Rathwerden. Alle drei Theorien sind mehr oder minder hinfällig. Denn erstens gibt es genug Leute, die sehr viel Schuppen haben und doch nicht kahl sind; das Scheiden der Haare wird von vielen sogar als ein Haarwuchs beförderndes Mittel angesehen und die Kopfbedeckung ist sicher nicht schuld. Denn die Glaghe ohne Glaghe tragen ja auch Hälte. Doktor Schein spürt also einer anderen Ursache nach und glaubt sie in der Verschiebung der Anspannung der Kopfhaut an die bindegewebige Unterlage gefunden zu haben. Nach genaueren anatomischen Untersuchungen, die für den Fachmann hohes Interesse haben, kommt Dr. Schein zu dem Schlusse, daß es beim Mann an denjenigen Stellen zur Bildung einer Glaghe kommt, wo die Haut an der Unterlage inniger anliegt, wo ferner der Muskelzug des Stirn- oder Hinterkopfmuskels zusammenströmt und wo endlich die Entwicklung und das Wachstum des Schädels rascher vor sich geht. Die vollentwickelte Glaghe setzt daher dort stark ab, wo die Haut loser mit der Unterlage zusammenhängt und die daselbst befindlichen größeren Masten mehr Spielraum haben. Der Ausfall der Haare wird an den ersteren Stellen durch eine Unterabkühlung der Kopfhaut bedingt. Der geringere Haarausfall beim Weibe erklärt sich in der Weise, daß bei demselben der starke Muskelzug entfällt und der Schädel sich langsamer entwickelt, so daß die Kopfhaut nicht so stark angepannt wird.

* **Der Beruf der Frauen.** Einen artigen Scherz haben sich einige Bürger in Baumschulenweg geteilt. Für die Christlichen Krepton und Baumschulenweg war eine öffentliche Frauenversammlung einberufen worden, in der eine sozialdemokratische Agitatorin über das Frauenstimmrecht und die Pflichten der Frauen im bevorstehenden Reichstagswahlkampf referierte. Der Besuch ließ sehr zu wünschen übrig. Wie festgestellt wurde, war seitens der Männer eine lebhaftige Gegenagitation entfaltet worden, um die Frauen von dieser Art Versammlung fernzuhalten. Die Einberuferin teilt dazu mit, daß ihr ein Schreiben mehrerer Gemannner aus Baumschulenweg zugegangen sei, in dem ihr empfohlen wurde, auf die Tagesordnung als weiteren Punkt zu setzen: „Wie stellen sich die Genossinnen zur Kochkunst?“ Darüber war die Einberuferin sehr entrüstet, aber die Anwesenden jenes Schreibens haben die Bacher trotzdem auf ihrer Seite.

* **Der Kaiser als Automobilist.** Der Kaiser beschäftigt sich fortan bei seinen Erholungsausflügen öfter des Automobils zu bedienen. Für diesen Zweck ist ein Fahrzeug bestimmt, das der Monarch in Deutlich in Auftrag gegeben hat. Das Fahrzeug wird nach eigenen Angaben hier gebaut; es wird für die Bedienung für Herrschaften drei Plätze haben und einen sechs- oder achtsperdrigen Motor erhalten. Für den Stadtverkehr ist das Auto jedoch nicht bestimmt.

zu dem Gelde der Witwe zu gelangen, gab es nun deren zwei. Und der zweite schien sogar der bei Weitem einfachere zu sein. Denn wenn sie jetzt die Waise der Liebe und Teilnahme fallen ließ, um für die Bewahrung des auf so bequeme Art in ihren Besitz gelangten Geheimnisses ein anständiges Schwegelgeld zu fordern, so konnte der Gläubiger doch kaum etwas Anderes übrig bleiben, als ihrem Verlangen zu willfahren. Man erwartete alle umständlichen Vorbereitungen und konnte die Angelegenheit vielleicht schon innerhalb vier- undzwanzig Stunden zu einem geschickter Abschluß bringen.

Es war sehr viel Verlockendes in dieser Idee, und doch war Klona schon nach kurzer Ueberlegung dahin gekommen, sie zu verwerten. Wenn die krankhaft geizige Frau lieber zu Grunde gehen wollte, als daß sie die Forderung Gumperts erfüllte, so würde sie ja vorausichtlich einem Erpressungsversuche Klona denselben hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen. Und es war darum jedenfalls besser, zunächst an dem ursprünglichen Plane festzuhalten und sich jenen anderen Weg nur für den immerhin möglichen Fall des Mißlingens offen zu lassen.

„Sie werden nicht sterben, teuerste Freundin,“ tröstete sie, „denn wir werden schon Rat schaffen. Wozu war denn ich da — Ihre Klona? Ist denn überhaupt ganz gewiß, daß sie Klona das Vermögen wegnehmen könnten? Wenn Ihr Gemahl — ich mein natürlich jetzt den Baumeister. Gott hab ihn selig — einmal ein Testament zu Ihren Gunsten gemacht hat, so behalt' das doch unter allen Umständen seine Gültigkeit.“

Klona hatte die weitschweifige Weichte nur selten durch kurze Fragen unterbrochen, aber hinter ihrer Stirn hatten unablässig die Gedanken gearbeitet. Daß sie ihre abergläubische und beschränkte Freundin jetzt ganz in der Gewalt hatte, war ja gewiß. Doch statt des einen Weges, den sie hätte einschlagen wollen, um

Unsichtbare Fäden.

Roman von Reinhold Dittmann.

88. Forts.

(Nachdruck verboten.)

Immer war es der Tod ihres zweiten Mannes, auf den sie ihn vertriebt, und sie mochte damals wohl auch wirklich die Absicht hegen, ihn reichlicher zu bedenken, wenn dieser weit über ihre ungeduldrigen Wünsche hinaus verzögerte Zeitpunkt eingetreten sei.

Aber als Herr Biesing dann endlich in der Tat der Natur seinen Tribut entrichtete und den Weg alles Irdischen gehen mußte, sah sie die Dinge doch mit ganz anderen Augen an. Jagdier und Geiz, die immer die hervorstechendsten Züge ihres wenig liebenswürdigen Charakters gewesen waren, nahmen an dem Tage, da sie nach dem unangefochtenen Testament des Verstorbenen die Herrin eines großen Vermögens geworden war, ganz und gar Besitz von ihrer Seele. Es schien ihr undenkbar, daß sie sich von einem nennenswerten Teil ihres köstlichen Besitzes trennen sollte, und jetzt erst gestaltete sich ihr bis dahin ganz erträgliches Verhältnis zu dem heimgekehrten Gatten zu einem beständigen, von ihrer Seite mit allen Mitteln weiblicher Verschlagenheit geführten Kampfe. Sie begann ihre Aufmerksamkeit auf die arme Frau zu spielen, und als sie ihn über die Größe ihres Vermögens nicht länger täuschen konnte, suchte sie ihn hinzuhalten, indem sie seine monatlichen Besuche um ein Geringes erhöhte und ihn unter tausend Vorwänden auf die Zukunft verdröftete. Weil sie wußte, daß er in Dresden viele alte Bekannte hatte, und weil sie annahm, daß er es deshalb nicht wagen würde, sich dort blicken zu lassen, verlegte sie ihren Wohnsitz nach der sächsischen Hauptstadt, um wenigstens vor seinem persönlichen Andrängen sicher zu sein. Mit heißer Inbrunst wünschte sie seinen

Lob herbei, der nach ihrer Meinung ja auch für ihn selbst nur eine Erlösung bedeuten konnte. Aber sie hatte in dieser Hinsicht nun einmal kein Glück. Dieser halb gelähmte und halb erblindete Mensch schien zu ihrem unaussprechlichen Verdruß sogar eine noch größere Lebensfähigkeit zu besitzen, als der Baumeister, dessen lange Daseinsdauer ihre berechtigten Hoffnungen so schmächtig enttäuscht hatte. Und die heutige Scene war ihr ein nur zu deutlicher Beweis dafür gewesen, daß er trotz seiner Gebrechen noch nicht entfernt an das Sterben dachte.

An die verdrückte Großmutsanwandlung, von der er ihr gesprochen, glaubte sie natürlich nicht. Denn es schien ihr völlig undenkbar, daß ein Mensch, dem auch nur das winzigste Restchen gesunder Vernunft geblieben war, die Absicht hegen sollte, eine Schuld zu zahlen, um die ihn Niemand mahnte. Die ganze Geschichte war in ihren Augen der nur plump ausgedachte Vorwand, eine große Summe zu erpressen, zumal ihr Mann sich ja auch weislich geäußert hatte, ihr den Namen der Familie zu nennen, die er auf solche Art zu beglücken beabsichtigte. Und obwohl sie den Verlust der geforderten Summe bei dem Stande ihres Vermögens leicht genug hätte verschmerzen können, wäre ihre Aufregung und Enttäuschung doch sicherlich kaum eine größere gewesen, wenn er geradezu ihr Leben verlangt hätte. Niemand würde sie sie hergeben — niemals! Das stand als eine unumstößliche Gewißheit in ihrer Seele fest. Und da sich Gumpert mit Unsicherheit nicht mehr hinzuhalten ließ, hatte sie es ihm auch mit düren Worten ins Gesicht gesagt.

Glaube sie doch bei all ihrer Furcht noch immer nicht ernstlich daran, daß er etwas gegen sie unternehmen würde. Denn mit dem Augenblick, wo ihr die Verfügung über das nachgelassene Vermögen des

Baumeisters Biesing entzogen wurde, hatte ja auch Gumpert seine einzige Stütze verloren. Er konnte sie nicht ins Unglück bringen, ohne damit zugleich sich selbst dem Sturz preiszugeben. Und diese Gewißheit war es, die ihr bis jetzt all seinen Drohungen gegenüber noch immer eine gewisse Kaltblütigkeit erhalten hatte.

Heute zum ersten Male hatte er sie darauf hingewiesen, daß es für ihn auch noch einen anderen Weg gab, als den, an den Frau Biesing bisher als an den einzig möglichen gedacht hatte. Er konnte sich mit ihrer Nichte in Verbindung setzen und konnte den Nachweis, daß sie schon jetzt die rechtmäßige Eigentümerin des Biesingschen Vermögens sei, von dem Verprechen einer angemessenen Belohnung abhängig machen. Das war ein Ausnahmismittel, bei dessen Anwendung er für seine eigene Person wenig oder gar keine Gefahr lief. Und da sie die Charaktere der Menschen nur nach dem Maße ihrer eigenen niedrigen Gesinnung beurteilte, zweifelte die Witwe keinen Augenblick, daß Klona auf ein derartiges Anerbieten mit Freuden eingehen würde.

„Eine Woche Bedenkzeit hat er mir gegeben, der herrliche Mensch“, jammerte sie, als sie mit ihrer Erzählung bis zu diesem Punkte gelangt war. „Und dann wird das Unglück über mich hereinbrechen. Denn das Geld, das ich ihm nicht, ich kann nicht und ich will nicht. Er ist mich dazu entschlossen, lieber würde ich sterben.“

Klona hatte die weitschweifige Weichte nur selten durch kurze Fragen unterbrochen, aber hinter ihrer Stirn hatten unablässig die Gedanken gearbeitet. Daß sie ihre abergläubische und beschränkte Freundin jetzt ganz in der Gewalt hatte, war ja gewiß. Doch statt des einen Weges, den sie hätte einschlagen wollen, um

Fortsetzung folgt.